

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 211 (1938)

Artikel: Die Narbe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Narbe.

Die Tür des kleinen Gästestübchens öffnete sich, und an den Tisch der würdig Zechenden trat ein großer, starker Fremdling.

Ein Fremdling? Nein, o nein! Als er den teuren Hut vom Haupte nahm und das Licht der Lampe sein Gesicht voll beschien, streckten sich ihm alle Hände zum Willkommen entgegen.

„Waldemar, wahrhaftig, der liebe gute Waldemar!“ riefen die Anwesenden freudig überrascht. „Wie geht dir's denn? Was treibst du denn? Wie lange bleibst du hier?“

Gelassen wehrte Waldemar den Schwall üblicher Begrüßungsfragen ab und setzte sich. Da die andern aber alle aufgesprungen waren, konnten sie nun auf seinen Kopf draufsehen: Waldemar hatte — er, den man in Schule und Tanzstunde um seine herrlichen blonden Locken so sehr beneidet — er hatte eine spiegelblanke Glaze.

„Warum setzt ihr euch denn nicht?“ fragte er belustigt und schaute seinen Freunden lächelnd in die biedereren Gesichter. Schweigend setzte man sich um den Tisch. Alle außer Waldemar bewegte die ernste Frage: Was hat Waldemar auf seiner Glaze? Und der wusselige Schneidermeister Anprobius plagte auch wirklich mit der Frage heraus: „Sage mal, Waldemar, was hast du eigentlich auf deinem Kopf? Von welchem schwerem Schicksalschlag rührt denn die Narbe da her?“

Waldemar lächelte verschmizt. Aber sein alter Schulkamerad Theodor Salbey, der Besitzer der Bärenapotheke, lächelte noch verschmizter, erhob sich, schlug bescheiden ans Glas und erbot sich, mit Erlaubnis seines lieben Freundes die Geschichte dieser Narbe zu erzählen.

„Meinetwegen,“ lachte Waldemar, „die Sache liegt ja schon lange zurück. Heute magst du sie ruhig erzählen. Denn die Narbe hatte ich schon, als ich noch täglich unter euch weilte. Nur konnte man sie damals nicht sehen, weil ich keine Glaze hatte. Und das war gut so, denn über manches im Leben muß erst Gras wachsen... Ihr müßt nämlich wissen, daß ich dieser Narbe meine Frau verdanke!“

„Was, die Narbe verdankt er seiner Frau?“ wandte sich ein Junggeselle voll Schadenfreude an seinen Nachbarn.

„Ach Unsinn, der Narbe verdankt er seine Frau!“ belehrte man ihn.

„Schade!“ sagte der Junggeselle und schlief wieder ein.

Herr Salbey begann: „Meine lieben Freunde! Als Waldemar und ich im zwanzigsten Lebensjahr standen, bewohnten meine Eltern das zweite Stockwerk eines Hauses in der Färbergasse. Hier besuchte mich Waldemar oft. Bei diesen häufigen Gängen durch die Färbergasse lenkte er je länger je mehr neben manchen andern auch die Blicke der Jungfer Babette auf sich, die in einem dem unsrigen schräg gegenüberliegenden Häuschen still und zurückgezogen von einer väterlichen Rente und, wie man hörte, von der Erinnerung eines zerflatterten Jugendtraumes lebte.

Dieser Babette, zu der übrigens auch ich manchmal interessiert hinüberschaute, ihr mußte es der blonde junge Waldemar angetan haben.

Sooft sie ihn in meinem Studierzimmer wußte, machte sie sich am Fenster gegenüber zu schaffen: sticte oder begoß die Geranien. Aber Waldemar achtete ihrer nicht. Nur eines Tages, kurz vor dem großen Markt, trat er ans Fenster, schaute eine Weile zu jenem Haus hinüber und lächelte.

Dieses Lächeln aber, meine lieben Freunde, bewirkte etwas höchst Seltsames:

Als die Jugend unseres Städtchens einige Tage später anläßlich des großen Marktes fröhlich über den Tanzboden der Festwiese tollte, entdeckte ich plötzlich mitten im Gewühl unsere Nachbarin, die Jungfer Babette. Köstlich hatte sie sich aufgeputzt in ihres Herzens zweiter Blüte; die rosa Spitzen an der weißen Seidenrobe standen ihr vortrefflich zum sanftgeröteten Gesicht.

„Ach, bester Herr Salbey,“ redete sie mich schnurstracks an, „wie freue ich mich, einen Bekannten hier zu treffen! Nicht wahr, wenn man einander jahrelang gegenüber wohnt...“ Sie lächelte so bestrickend, daß ich sie rasch, wenn auch etwas linksich an unsern Tisch zu kommen einlud. Errötend und beseligt dankte sie mir. Ich bot ihr galant meinen Arm und geleitete sie an unsern Tisch.

Aber Waldemar war nicht da.



Die Schweizer Hilfswerk-Kolonnen kurz vor der Abfahrt nach Spanien.

Photo Hans Steiner, Bern.

„Er wird bald wiederkommen“, sagte ich. Sie lächelte. Aber er kam nicht wieder, den ganzen Abend und die halbe Nacht nicht. Ich saß indessen Babette gegenüber und bestellte eine Flasche Limonade nach der andern, um ihr die Wartezeit zu versüßen. Aber es war lange nach Mitternacht, als sie mit stillen Tränen in den Augen aufbrach, ohne daß Waldemar an seinen Platz zurückgekehrt wäre oder sie auch nur einen Tanz mit mir statt mit ihm getanzt hätte. Ich kehrte in den Trubel der Festwiese zurück.

Da stand plötzlich Waldemar vor mir, erhitzt, mit schiefstehendem Schlips und verwegenen Locken. Als ich von dem vergeblichen Warten der Jungfer Babette erzählte, lächelte er heim-

lich in sich hinein, als wollte er sagen: „Was ich heute versäumt habe, kann ich ein andermal nachholen.“

Am nächsten Abend, es ging bereits hart auf Mitternacht, weckte mich leise flehendes Geigenspiel aus dem Schlaf. So spielte in der ganzen Stadt nur einer: Waldemar!

„Aha, alter Knabe!“ dachte ich und fuhr aus dem Bett ans Fenster, „so also war dein Lächeln auf der Festwiese zu verstehen!“

Und er spielte wirklich ausgezeichnet, der Waldemar. Mir wurde nur heimlich bange, wenn er seiner Liebesehnsucht allzulaut Töne ließ; denn das mußte ja einen kleinen Skandal verursachen!

Doch es kam anders.

Plötzlich öffnete sich im zweiten Stock des Hauses gegenüber der Fensterladen. Für einen Augenblick sah ich den silbernen Mondschein fest über Jungfer Babettes leichtes Nachtgewand sich tasten, dann vernahm ich einen dumpfen Schlag, einen unterdrückten Aufschrei, hörte, wie gegenüber der Laden hastig zugerissen wurde und trat schnell vom Fenster zurück, um nicht etwa gesehen zu werden. Als ich kurz darauf vorsichtig hinter den Gardinen auf die Gasse hinabschaute, war Waldemar verschwunden. Auch der Geraniumstock vom Fenster der Babette war weg.

„Wenn ich damals gewußt hätte, lieber Waldemar, — schloß Herr Salbey pfiffig lächelnd seine Geschichte, daß dir der Blumentopf eine so große Wunde in den Kopf geschlagen hätte, so wäre ich dir natürlich spornstreichs zu Hilfe geeilt . . .“

Waldemar hatte mit wachsendem Wohlbehagen der Erzählung zugehört. Nun erhob er sich lachend und klopfte Salbey auf die Schulter:

„Mein lieber Theodor, ich danke noch jetzt nachträglich für die Mühe, die du dir meiner wegen auf dem großen Markt gegeben hast. Aber deine Schlußfolgerungen aus den Ereignissen jener folgenden Nacht sind leider vollkommen falsch! Denn mein Blick und Lächeln von deinem Fenster aus galten nicht Babette, sondern der reizenden Nichte des Arztes, der ein Stockwerk unter der Jungfer wohnte. Meine Angebetete war zu kurzem Besuch bei ihrem Onkel. Mit ihr habe ich auch den Abend auf der Festwiese verbracht. Zwei Tage später sollte sie schon wieder abreisen, ohne daß ich sie meiner aufrichtigen Liebe versichern konnte. Darum brachte ich ihr jenes Ständchen . . .“

Aber mitten im Spiel fiel mir plötzlich ein harter Gegenstand mit großer Wucht aufs Haupt. Die sofort heftig blutende Wunde war mir ein willkommener Vorwand, den Arzt, den Onkel meiner Angebeteten, noch mitten in der Nacht aufzusuchen. Der Doktor hieß seine Nichte sich ankleiden und ihm beim Anlegen der Klammern und Verbände zur Hand gehen. Als sie mich mit blutendem Kopf auf dem Diwan liegen sah, von einem stürzenden Dachziegel, wie ich erzählte, jäh aus dem Rausch meiner musikalischen

Anbetung gerissen, da schmolz das letzte Eis von ihrem Herzen. Sie nannte den Ziegel einen gnädigen Boten des Schicksals.

Als meine Sinne schwanden, drückte sie mir ganz leise einen Kuß auf die bleiche Stirn. Dieses Mädchen wurde meine Frau!“

„Aber das mit dem Dachziegel war doch gelogen?“ warf Schneidermeister Anprobius ein.

Waldemar trank behaglich sein Glas aus und erklärte: „Weder ein Blumenstock noch ein Dachziegel hat die Narbe auf meinem Kopf verursacht. Da Babette nun schon lange tot ist, kann ich es euch ja getrost sagen, was mir in jener Nacht auf den Kopf gefallen ist: es war schwer, hart und so groß, daß man's heute in diesem Ausmaß in keinem Haushalt mehr findet. Das Ding, das mir die unachtsame Jungfer aufs Haupt warf, war — ein riesiger Hausschlüssel!“

Das Geheimnis.

Es war an einem Sonntag. Herr Hubmann blieb noch beim Frühstückstisch sitzen und studierte die Zeitung, während die Frau in die Küche gegangen war und Heinz sich in das andere Zimmer zurückgezogen hatte, um angeblich noch eine Schulaufgabe durchzusehen.

Nach einer Weile legte Herr Hubmann die Zeitung weg, stand auf und streckte sich genießerisch wie eben nur jemand, der nach harter Wochenarbeit sich einen faulen Tag erlauben kann. Dabei fiel ihm etwas ein, und er ging zu seinem Herrn Sohn hinüber.

„Was ich dich fragen wollte“, meinte er schon, während er die Tür öffnete. Sogleich aber vergaß er die beabsichtigte Frage, denn Heinz, der gerade mit dem Rücken gegen ihn beim Tisch stand, war zusammengesuckt und hatte blitzschnell etwas unter seinem Rock verschwinden lassen. Dies gefiel Herrn Hubmann gar nicht. Mit einer steilen Falte auf der Stirn trat er dem Sohn gegenüber, der plötzlich übereifrig in einem Schulbuch blätterte.

„Heinz,“ sagte der Vater, „was hast du denn eben versteckt?“

„Nüch?“ Es klang grenzenlos erstaunt.